



Abgedruckt mit dem Wunsch, dass alle, die Syrien bombardiert
sehen wollten, diesen Bericht lesen mögen!

Bombenalarm

von Graziella Hlawaty

Ilse hatte sich soeben einen Platz auf dem Trittbrett erkämpft. Die Schultasche hinderte sie daran, sich mit beiden Händen festzuhalten, aber das machte nichts, sie hatte schon Übung im einhändigen Trittbrettfahren. Mit nur einer Hand an der Haltestange war die Schwarzfahrt noch spannender.

Und heute ist Deutsch-Schularbeit, dachte Ilse, während die Straßenbahn zu fahren begann. Sie freute sich darauf. Nichts liebte sie mehr als diese Schularbeiten: ein neues, überraschendes Thema anzugehen, ein Thema, zu dem sie etwas sagen, etwas aufzeigen musste, ein Stoff, bei dem sie endlich ihr Können beweisen durfte. [...]

Bald 11 Uhr, ich bin spät dran, stellte Ilse fest. Aber immer, wenn die ersten Stunden entfielen oder der ganze Stundenplan umgestoßen wurde – und das kam in letzter Zeit recht oft vor –, war es irgendwie schwer, pünktlich zu sein. Heute jedoch täte sie gut daran, pünktlich zu sein, denn mit der Deutschstunde und der Schularbeit begann der Unterricht. Ein guter Anfang! Sie sah das geliebte Schularbeitsheft schon vor sich, die blauen Linien, den roten Korrekturrand. Ihre Feder würde rechts oben, auf dem neuen, leeren Blatt, feierlich das Datum schreiben: 12. März 1945. Und nach 1945 war ein Punkt zu setzen, das hatte die Professorin erst neulich gepredigt. [...]

Ja, das Leben nahm sich schön aus, so vom Trittbrett der Straßenbahn her, mit Fahrtwind in den Haaren [...] – aber jetzt, plötzlich, bremste die Straßenbahn, jetzt, plötzlich, kam wieder einmal diese große Unterbrechung: die Sirenen heulen, heulen – heulen in drei lang andauernden Tonfolgen: Vorwarnung – Fliegeralarm!

Auf- und abschwelend ergießt sich der ohrenbetäubende Lärm über Häuser, Straßen, Schutthaufen und Ruinen der Stadt, und die „goldenen“ Wienerherzen, so gar nicht aus Metall gemacht, schlagen ängstlicher und schneller. Nach dem Verstummen der Sirenen setzt das Ticken der Radio-Uhr ein, überlaut hallt es durch die Gassen. Das gespenstische unheimliche Ticken füllt die Pausen zwischen den Anflugmeldungen im Drahtfunk aus; und selbst wer die Kuckuckrufe aus dem Radio, die den Voralarm anzukündigen pflegen, nicht gehört haben sollte, der wird sich spätestens jetzt, beim Heulen der Sirenen, beim Jetzt-Ticken der Uhr, der Gefahr bewusst.

Das Straßenbild verändert sich mit einem Schlag, die ganze Stadt wird von Unruhe erfasst. Alle Straßenbahnen sind stehen geblieben. Rollläden rasseln die Schaufenster hinunter.

Eine Riesenschere schickt sich an, den Lebensfaden der Stadt zu durchschneiden. Menschen strömen nach allen Richtungen, es gibt nichts mehr, das fortzusetzen ist, so wie man es vorgehabt hat. Jetzt gibt es nur mehr den „Zufall“, der alles bestimmt: den zufälligen Zeitpunkt der Öffnung des Bombenschachtes, ein Knopfdruck, eine Sekunde früher oder später getätigt; das geplante Handeln oder die Laune eines Flugpiloten; die Dicke einer Hausmauer; die Tragkraft eines Kellergewölbes.

Morgen ist Mathematik-Schularbeit, dachte Ilse. Da wird wahrscheinlich kein Alarm sein. Pech muss man haben! Heute, bei der harmlosen Deutsch-Schularbeit, ausgerechnet heute kommen „sie“.

Verdrossen blickte Ilse zum Schwedenplatz hin, dort schwenkte gerade ein O-Wagen in die Kurve auf den Kai hinaus, um nicht während des Fliegerangriffs auf der Schwedenbrücke zu stehen.

Es war aussichtslos, sie konnte sich nicht mehr zur Schule durchschlagen, die Radetzkystraße lag zu weit weg. Jetzt hatten die Luftschutzwarte das Sagen, überall jagten sie die umherlaufenden Leute in die Luftschutzkeller, alle Passanten trieben sie von der Straße.

Also nichts mit der Schularbeit, nichts mit der ganzen Schule. Naja – dann blieb nur mehr der Weg zurück zum Rudolfsplatz, zurück nachhause. Dabei war sie so froh gewesen, von dort weggekommen zu sein, und nun, nun landete sie wieder an derselben Stelle. Was für ein Jammer!

Walter, mit seinen fünf Jahren, hatte schon den Fliegeralarmranzen geschultert; sehr stolz darüber, einen eigenen Rucksack zu haben, sah ihr Bruder da immer aus. Peter lag in einem Wäschekorb, auf dem der Vater bei seinem letzten Heimaturlaub einen Tragriemen montiert hatte. Peter war frohgelaunt. Als Ilse der Mutter und ihren Halbbrüdern im Stiegenhaus entgegenkam, krächte er: „Lala! Lili!“ – was soviel wie „Da, da, Ilse!“ bedeutete – und streckte seine winzigen, dickgepolsterten Babyfinger nach ihr aus.

„Gut, dass du kommst“, sagte die Mutter. Sie hatte schwer zu tragen: einen Rucksack auf dem Rücken, Peter im Wäschekorb, und dazu noch die Dokumenten- und die Provianttasche.

„Die Deutsch-Schularbeit ist beim Teufel“, maulte Ilse. „Und ich hab mich schon so gefreut darauf!“



Die Mutter stellte den Wäschekorb mit Peter auf das Fensterbrett, und Ilse übernahm den Rucksack. Gerade als sie ihn schulterte, begannen die Sirenen wieder zu heulen. Hauptalarm! Das jetzt in sehr kurzen Tonfolgen auf und abschwelende Geheule füllte das Stiegenhaus, der ohrenbetäubende Lärm schien nie wieder enden zu wollen, schien auf ewig im Haus zu bleiben.

Ilse schaute zum Gangfenster. Durch die verdunkelten, blaugestrichenen Fensterscheiben nahm sich das schmale Stück Himmel über dem Innenhof eigentümlich nahe aus. Jetzt begannen die Fensterscheiben leise zu zittern.

„Schnell, schnell!“ Frau Rainer vom vierten Stock hastete vorbei und lief, zwei Stufen auf einmal nehmend, in Richtung Keller. „Schnell, schnell!“ keuchte sie. „Die Augartenflak hat schon zu schießen begonnen.“

Flak bedeutet: **Fliegerabwehrkanonen**, stellte Ilse im stillen fest. Abkürzungen gehörten zu ihrem speziellen Lieblingsgebiet; wann immer eine Abkürzung auftauchte, kontrollierte sie sofort, ob sie auch das Ursprungswort der Abkürzung kannte. Wenn nicht, so galt es, dieses Wort schleunigst zu erforschen. Das erschien Ilse von ungeheurer Wichtigkeit – danach befragt warum, hätte sie allerdings keinen Grund dafür angeben können. Aber, so sagte sie sich, es kann doch immer nur von Vorteil sein, ein bisschen mehr als notwendig zu wissen.

„Die Flak schießt doch jedesmal schon eine halbe Stunde bevor die Flieger da sind“, rief Ilse der Frau Rainer nach.

„Darauf würde ich mich nicht immer verlassen!“ schallte eine schrille Frauenstimme vom Kellereingang her – Frau Zirkelbachs Stimme. Und Frau Zirkelbach, die Hausbesorgerin, schnappte nach Luft, als jetzt Ilse, die Brüder und die Mutter, an ihr und dem Kellereingang vorbei, dem Haustor zustrebten.

Das ist ja „Wahnsinn!“ Frau Zirkelbach, die seit einiger Zeit auch das Amt des Luftschutzwartes übernommen hatte, war außer sich. „Wahnsinn! Die Flak schießt schon. Sie müssen in den Keller. Sie können doch jetzt nicht mehr auf die Straße! Das ist verboten.“

„Ich kann, ich kann!“ erklärte die Mutter in sehr bestimmtem Tonfall. „Sie werden mir nichts verbieten. Ich suche für meine Kinder und mich einen besseren Platz als diesen baufälligen Keller hier. Und in den Katakomben ist es nun einmal sicherer.“

„Dort ist es nämlich bombensicher“, fügte Ilse mit der sorglos frechen Schlagfertigkeit einer Fünfzehnjährigen hinzu.

„Verantwortungslos!“ Zirkelbachs Stimme überschlug sich vor Empörung. „Verantwortungslos, diese Mutter. Und das Mäd-

chen blödeln noch dazu.“

Sie liefen über den Rudolfsplatz, außer ihnen schien niemand mehr unterwegs zu sein. Ilse hielt Ausschau nach Robert, einem gleichaltrigen Jungen, der in einem der Nachbarhäuser wohnte. Freilich, richtig kennengelernt hatten sie einander erst während eines Fliegeralarms. Ilse kam damals geradewegs aus den Katakomben, weil sie von der Mutter wieder einmal zum Grießbreikochen in die Wohnung beordert worden war, denn Peter hatte nichts mehr zu essen und schrie vor Hunger.

[...]

In der Fischerstiege standen einige Burschen vor dem Eingang zu den Katakomben. „Los, rasch, alles hinein!“ befahl der Luftschutzwart. „Steht nicht vor den Eingängen herum. Die Amerikaner photographieren doch alles, und das nächste Mal sind *wir* dran!“

„Blödsinn“, sagte ein Junge, der auf den Stufen der Fischerstiege in der Sonne saß. „Nichts als Angstmacherei! Bei uns im ersten Bezirk passiert doch eh nix.“

„Hinein, hinein!“ rief der Luftschutzwart. Er deutete auf Ilses Mutter. „Sie dort, mit den Kindern! Rasch, rasch. Sofort in den Luftschutzraum hinein!“

Die Mutter und Ilse nahmen den Wäschekorb mit Peter bei den Griffen und zwängten sich durch den engen Hausflur. Es roch feucht und muffig; als sie sich anschickten, die schmalen, ausgetretenen Steinstufen hinunterzusteigen, begann Peter seine gute Laune zu verlieren und brüllte.

„Oje! Schon wieder Kinder“, murrte eine Frau.

Sie waren auf dem Weg zum gewohnten Platz: ein Vorwärtstasten durch schmale Gänge, durch ein Winkelwerk mit vielen Ecken; ein hastiges Durchqueren von winzigen Räumen, in denen sich die Schutzsuchenden auf Holzbänken drängten. Diese Durchgangsräume hatten keine Türen. Aus den Mauernischen gaben matt leuchtende Glühbirnen nur spärliches Licht.

„Heute ist wieder ganz Floridsdorf da“, stellte jemand fest.

Viele Bewohner der Wiener Außenbezirke, vor allem die Floridsdorfer, die schon einige schwere Bombardierungen hinter sich hatten, pflegten nämlich bereits jeden Vormittag in die Katakomben zu pilgern. Denn hier war bisher noch nichts „passiert“, die Wiener Innenstadt war so gut wie verschont geblieben und galt daher als ziemlich sicher. Wenn in den Vormittagsstunden der Kuckuck aus dem Radio schrie: „Kuckuck – Kuckuck“, war das die erste Warnung, danach war der



Tonia Kos: *Mein Hüttlein trägt ein marodes Dach...*,
Tuschmalerei

Voralarm zu erwarten; und wenn dann die Uhr im Drahtfunk laut zu ticken begann und eine Stimme den Anflug feindlicher Flugzeuge auf Kärnten – Steiermark ankündigte, lief die Floridsdorfer Völkerwanderung bereits auf vollen Touren: Frauen mit Kinderwagen, beladen mit Rucksäcken, Thermosflaschen und Proviant, füllten die Straßen und strömten über den Franz-Josefs-Kai auf die Innenstadt zu. Sie schleppten auch Tragsessel und Klappstühle mit sich, und vor allem die Älteren waren mit Decken und Polstern ausgerüstet.

Ilses Mutter steuerte auf ihren Stammplatz zu. Die Bank nahe der Wand war noch frei. Wandplätze seien gefährlich, so hieß es im Volksmund. Wände können einstürzen.

Peter hatte sich wieder beruhigt und zu schreien aufgehört. Walter entdeckte in der anderen Ecke zwei Buben, die er schon kannte. Es waren die Söhne der Frau Renz, einer Musikerin aus dem Nachbarhaus. Er wollte zu ihnen laufen, doch die Mutter hielt ihn zurück. „Hierbleiben!“ befahl sie. „Die Katakomben sind kein Spielplatz. Und außerdem müssen wir sparsam mit der Luft umgehen.“

Auch Frau Kerschbaum, die Ärztin, und ihre neunzigjährige

Mutter saßen schon auf ihren Plätzen. „Gehn S', Frau Renz“, sagte die alte Kerschbaum, „spiel'n S' uns doch wieder was vor auf Ihrer Ziehharmonika. Damit wir auf andere Gedanken kommen!“ [...]

„Wenn Frau Kerschbaum will? Und wenn die anderen nichts dagegen haben?“ Frau Renz sah sich fragend um und griff nach der Ziehharmonika.

Frau Doktor Kerschbaum, Hals-, Nasen-, Ohren-Spezialistin, war „Jemand“ im Viertel. Natürlich hatte niemand etwas dagegen.

Und so begann Frau Renz, die „Künstlerin“, zu spielen. Und weil sie doch in Wien ist, mit lauter „echten“ Wienern rundherum: Novaks, Dvoraks, Navratils, Blazeks und Birnhubers – „feine Leut“ und: „I bin a anständige, ehrliche Arbeiterfrau!“ –, weil doch da das ganze liebe alte, gesund vermischte Sammelsurium, die süße, dekadente Reminiszenz aus der gar nicht immer goldenen Zeit der Monarchie, beisammensitzt, und weil echte, stimmungsvolle Wiener Luft sie umhüllt („Jetzt sind s' im Anflug. Die Außentür'n sind schon zug'sperrt – Sauerstoff spar'n!“ brummte der alte, spindeldürre Luftschutzwart), weil's also so ist, spielte Frau Renz, ebenfalls eine echte Wienerin, speziell für diese Atmosphäre und für die neunzigjährige Kerschbaum. Und sie sang dazu. Sie hat eine sanfte, angenehme und nur wenig Sauerstoff verbrauchende Altstimme. „I möcht wieder einmal in Grinzing sein“, sang sie, und „Mei Muatterl war a Weanerin“, „Wien, Wien nur du allein“, „Im Prater blüh'n wieder die Bäume“ und „Erst wann's aus wird sein, mit ana Musi und an Wein“.

Die alte Kerschbaum war selig und Gott sei Dank auch ein wenig schwerhörig, denn so blieb es ihr erspart, einige unangenehme Zwischentöne zu hören: dumpfes Dröhnen, dann ein seltsames Rollen und Hacken, so als ob in nächster Nähe der Boden von einer Riesenhacke misshandelt würde. Und dieses Hacken kam näher und immer näher.

„Ruhe! Aufhör'n mit der Scheißharmonika!“ schrie eine grelle Frauenstimme aus dem Nebenraum.

„Psst!“ Der alte Luftschutzwart legte den Finger an den Mund. „Jetzt dürf'n wir ka Panik krieg'n. Jetzt sind s' genau über uns, aber glei sind s' a wieder weg!“

Auf den Luftschutzwart, die oberste Autorität hier, war man gewohnt zu hören. Heute, in diesen Sekunden, hatte die „oberste Autorität“ nasse Augen. [...]

Frau Renz spielte weiter. War es wegen der alten Kerschbaum? War es dem greisen, zittrigen Luftschutzwart zu liebe?



Sie spielte und sang weiter: „Es steht a alter Nußbaum drauß'd, in Heilig'nstadt“, „Das muss ein Stück vom Himmel sein, Wien und der Wein“.

Der kleine Walter packte Iلس Hand. Unter ihnen begann sich der Erdboden zu bewegen, bebte, schwankte, es war, als würde ihn eine große Maschinengewalt emporstemmen wollen. Danach war es plötzlich wieder still, kein Hacken, kein Dröhnen, nur die Ziehharmonika von Frau Renz. Ihre Finger tanzten über die Elfenbeintasten, von einem Refrain kam sie zum anderen, nichts konnte sie zum Aufhören bringen, es war, als bettelte, als spielte sie um ihr Leben, als bettelte und spielte sie um das Leben aller rundum.

„Jetzt sind sie weg“, sagte Iلس Mutter.

Peter lag in seinem Korb und schlief. Hie und da huschte ein breites, glückliches Lächeln über sein pausbackiges Babygesicht. Nur Kinder können so glücklich im Schlaf lächeln, dachte Ilse. Und mit der ganzen unbeschwerten Bereitschaft zum kompromisslosen Philosophieren, ein Philosophieren, wie es sehr junge, antwortsuchende Menschen manchmal überkommt, fragte sie sich: Hat man später im Leben so viel an ungunstigen Erfahrungen eingesammelt, dass man dann solch ein glückliches Schlaf lächeln nicht mehr zustandebringt? Denn dass man als Erwachsener nicht mehr so selig im Schlaf lächelt, das bildete sie sich jedenfalls ein. [...]

„Sie kommen wieder“, sagte der Luftschutzwart und blickte hinauf zur Kellerdecke, so als wäre dort zu lesen, welchen Anflugweg das Bombergeschwader nahm. [...]

„Oh – schade!“ ruft die alte Kerschbaum, denn die Ziehharmonika ist plötzlich verstummt. „Was ist denn los?“ fragt sie verwundert. Und warum starrt Frau Renz plötzlich so eigenartig andächtig, nein: eigenartig angespannt in die Luft? So als würde sie auf etwas warten, auf etwas, das hinter der Mauer ist und gleich kommen wird?

Und es kommt, es kommt: es kommt die große, unerbittliche Hacke, sie kommt näher und näher. Dröhnend, hallend, stampfend wälzen die lauten, die alles erschütternden Einschläge heran, in einem solch ungeheuer raschen Rhythmus graben sie sich durch Häuser, Mauern, Eisen und Beton, dass die Bombeneinschläge gleichzeitig zu geschehen scheinen, gleichzeitig überall: dieser Bombenteppich, der da – Stück um Stück – von oben über die Stadt gelegt wird.

Die Sekundenschnelligkeit des ersten Erschreckens – doch danach scheint die Zeit still zu stehen. Alle sitzen geduckt da, die Augen weit aufgesperrt, so als käme etwas, dem man mit offenen Augen entgegensehen muss. Ilse entdeckt, dass sie zu zählen begonnen hat: einundzwanzig, zweiundzwanzig,

dreiundzwanzig ..., so wie man zu zählen beginnt, wenn der Blitz niederfährt um zu errechnen, wie weit entfernt das Gewitter tobt. Und es ist ihr, als wäre der ganze Kellerraum voll von solchen angespannten Rechenmaschinen, alle mit großen Augen zählend: einundzwanzig – zweiundzwanzig –. Geduckt sitzende, ängstliche Rechenmaschinen – dreiundzwanzig: das war wieviele Häuser weit weg? Einundzwanzig, zweiundzwanzig: das hackte mehr rechts – einundzwanzig, zweiundzwanzig: vorne, ganz links jetzt – einundzwanzig, zweiundzwanzig: die große Hacke dröhnt Richtung Eingang – einundzwanzig: das Licht zittert – einundzwanzig: der Boden dröhnt, wumm! Staub überall, wumm! Sand überall.

„Jetzt hör ich's auch, deutlich hör ich's!“ ruft die alte Kerschbaum beinahe glücklich – wumm! Der Boden, die Wände stehen schief, die Sitzbank hebt sich, das Licht erlischt, Frauen schreien, Kinder weinen. Nur keine Panik (der Luftschutzwart). Das sind wir! Das sind wir! Jetzt haben sie uns! (Frau aus dem Nebenraum). Für den Bruchteil eines Augenblicks hängen alle im Raum, spüren: die Erde dreht sich, ja, sie dreht sich wirklich! (Ilse). Ruhig, ruhig, tief atmen! (die Ärztin). Sind s' jetzt über uns? (die alte Kerschbaum).

Das Licht zittert wieder auf, erlischt noch einmal, kommt wieder. Überall ist Staub, die Luft ist grauweiß, eine seltsame Luft, man sieht sie, man schmeckt sie, man spürt sie zwischen den Zähnen, in den Augen. Frau Renz hat den Gurt der Ziehharmonika noch immer um die Schultern hängen, ihre Buben hält sie mit beiden Armen fest an sich gepresst.

Das Hacken entfernt sich, und auf einmal ist die große Stille da, eine Zehntel-, eine Hundertstel- oder wie kurz ist diese Sekunde? Wie lange dauert die große Stille?

Und dann die vielen Stimmen, die Geräusche, das Schluchzen, das Weinen. „Hinaus, wir wollen hinaus!“ „Mein Bub ist fortgelaufen ... Wo ist mein Bub?“ Plötzlich sprechen die meisten Hochdeutsch, ohne es zu bemerken.

„Es ist noch keine Entwarnung“, meldet der Luftschutzwart. „Wir müssen noch warten. Nur keine Panik jetzt. Das Ärgste ist sicher schon vorbei.“

„So viel Staub!“ klagt die alte Kerschbaum. „Ja, aber wir leben, Mutter! Wir leben!“ schreit ihr die Ärztin ins Ohr.

„Ich geh fragen, was los ist“, sagt der Luftschutzwart. „Vielleicht komm ich zum Drahtfunk durch.“ Er tappt in den dunklen Gang hinaus. [...]

Als der Ausgang endlich freigeschaufelt ist, steigt einer nach dem anderen ans Tageslicht. Wie betäubt, fast mechanisch bewegen sie sich vorwärts, klettern über Balken, Mauerreste,



Ziegelsteine und Schutt. Ilse registriert, was ihre Augen sehen, doch ihre Augen haben keine Übersicht. Gleich dem kleinen, bescheidenen Lichtkegel einer Taschenlampe, der sich vorwärts tastet in schwärzester Nacht, erfasst auch sie immer nur das Nächste, das Allernächste: Vorhangfetzen auf einer Hausruine. Kochgeschirr auf einer ins Nichts führenden eisernen Wendeltreppe. Etwas, das einem Menschenfuß gleicht – ohne Schuh. Eine Frau, die auf einem Holzbrett sitzt und weint. Eine Katze, die verschreckt zwischen den rundum verstreuten Herrenanzügen des Kleidergroßhändlers herumspringt. Das blecherne Schild, zerbeult und verbogen: „Konfektion Müller & Co.“ Ein Lastwagen, auf den eine Schar von Hitlerjungen leblose Menschenkörper hieven und aufeinanderstapeln. Es sind zwölf- bis vierzehnjährige Buben: „Pimpfe“. Schwarze,

kurze Schnürsamthosen, braune Uniformhemden. Gebietsdreieck, Hakenkreuzraute am Ärmel. Das Dreieckstuch mit dem geflochtenen Lederknoten fest um den Hals geschlungen. Sie arbeiten rasch, sie bewegen sich geschickt, so als hätten sie schon Übung in dieser Art von Transporten.

Diese Textauszüge sind dem Kapitel „Das Lächeln“ aus dem Buch „Die Stadt der Lieder“ von Graziella Hlawaty, Paul Zsolnay Verlag, Wien 1995, entnommen und wurden vorsichtig an die neue Rechtschreibung angepasst.

Ich bin Marcel Proust!

von Graziella Hlawaty

Nach einer missglückten Vortragsreise ist der Protagonist, der sich in diesem surrealen Roman für Marcel Proust bzw. für dessen neue Verkörperung hält, in einem mysteriösen Haus gelandet, in dem er Geborgenheit sucht, sich jedoch nicht zurechtzufinden versteht. Wieder sitzt er dem Direktor dieses Hauses gegenüber:

Während er redet, fällt mir ein, daß ich eigentlich noch immer nicht weiß, in welches Haus ich da geraten bin. Aber bei meiner mit sehr vorsichtigen Worten umschriebenen Anfrage, ob ich vielleicht in einem Spital, in einer Klinik gelandet sei, bricht der Direktor in schallendes Gelächter aus: Das wäre doch wohl das Letzte, was wir wollten, nicht wahr? Vielleicht gar in einem Narrenhaus? Wo doch die ganze Welt ein Narrenhaus ist! Nein, nein, mein Lieber, ein Gast sind Sie, ein Gast unter meinem Dach. Sie müssen nämlich wissen, ich sehe meine Lebensaufgabe darin, das Wahre, Gute und Schöpferische in den Menschen zu suchen. Und ich habe Geduld! ruft der Direktor. Geduld und Kraft genug, all das auch aus Ihnen herauszuholen. Nur so werden Sie glücklich und befreit sein – das ist meine feste Überzeugung.

Der Polstersessel dreht sich und federt, der Direktor redet und redet, sein massiger Körper schwappt im Takt dazu, geschmeidig, balancierbereit; wie eine Robbe, wie ein Seehund kommt er mir vor, mit wachsamen, wässrigen Augen

– es fehlt nur der rote Ball auf der Nase, und schon würde er das Zirkuskunststück vorführen: wie spielend leicht jedes Gleichgewicht herzustellen ist.

Der Seehund klatscht mit den Armflossen: Freilich müsse er sich etwas Mitarbeit erbitten, allein könne er beim besten Willen keine Wunder wirken. Mitarbeit! das sei das Zauberwort. Daher auch – und nur aus diesem Grunde! – die Aufforderung zur Ablieferung von Hausaufgaben, das zur Verfügungstellen von Staffelei, Leinwand, Papier, Graphit, Kohle, Farben, Marmor, Granit, undsoweiter – was immer auch, alles werde zur Verfügung gestellt, jawohl! Ein ganzes Haus, eine eigene Dachkammer – was könne man noch mehr begehren?

Aber ich kann nicht mehr malen! unterbreche ich den Direktor. Ich bin einmal Maler gewesen, ja – aber jetzt bin ich es eben nicht mehr. Jetzt bin ich Marcel. Muß ich malen können, muß ich schreiben können – nur, weil es jemand von mir verlangt? Die Welt ist für mich untergegangen. Warum sie untergegangen ist, das ist meine eigene Sache, meine ganz eigene, persönliche Angelegenheit. Die Welt geht unter oder die Sonne geht unter – und da wird es schwarz, still, dunkel. Die Bilder, die Formen, die Worte, die Farben sind allem entzogen. Schwarz. Aus. Nichts.

Ein ganzes Haus, redet der Direktor weiter, sehen Sie:



ein ganzes Haus steht offen. Aber, ich wäre ein schlechter Hausverwalter, und einen schlechten Dienst würde ich meinen Gästen erweisen, ließe ich sie unter meinem Dach einfach nur so dahindösen, einfach nur so dahintreiben in ihrem persönlichen Elend, in ihrer Ich-Verstrickung. Die Hausordnung ist notwendig, glauben Sie mir! Die Hausordnung, die Pflichtpunkte, die Hausaufgabe. Einzig und allein das wird abverlangt: Daß man tätig zu sein habe! So rasch wie möglich: tätig! So lautet meine Parole, das ist mein Hilfeangebot. Tätig sein – statt sich fallen zu lassen! Diese Rettungsmöglichkeit leuchtet doch ein? Oder glauben Sie, daß es besser ist, am Fensterbrett zu lümmeln, die Ellbogen ins eigene Elend eingebettet? Ihr Körper, der Kopf, der Geist, die Seele – nennen Sie es wie Sie wollen –, alles, was da durch das Fenster hinausschaut, das ragt doch in das Weltall, das ragt doch in die Gestirne hinein. Wenn Sie aber, dort, auf Ihrem Fensterbrett, nur tatenlos verweilen, tatenlos und stumm: dann sind Sie gleichsam nie dagewesen. Nicht einmal Ihr Elend hat Sie ein Stück weitergebracht.

Wohin soll es mich denn bringen? Zu welchen Sternen? – Ich lache dem Robben-Direktor ins Gesicht und frage: Vielleicht gar zu drei Sternen oder zu fünf? – Sicherheitshalber zähle ich auch gleich die Namen der bekanntesten Cognacsorten auf, damit die Robbe begreift, von welchen Sternen die Rede ist.

Wieder spricht der Direktor unbeirrt weiter: Die Bestandsaufnahme, die Hausaufgabe, ist eine Rettungsmöglichkeit, verstehen Sie das doch endlich! Eine Chance ist das, für alle, die aus dem mechanisch funktionierenden Laufband ihrer Tage und Jahre herausgeschleudert worden sind. Eine Herausforderung auch, sich mit dumpfem Elend nicht abzufinden. Statt dessen: die Bewältigung des eigenen Unglücks! Ganze Heerscharen von Künstlern haben sich dieser Herausforderung gestellt, sind dadurch zu Höchstleistungen angespornt worden. O ja, meine Hausordnung ist sehr durchdacht.

Die Robbe reibt zufrieden die Flossenhände, wirft den Kopf stolz in den Nacken – ja, jetzt landet der Zirkusball, rot, kreiselnd, auf der Robbenschnauze, die Welt dreht sich wieder, dreht sich und schnurrt, begleitet vom tosenden Beifall des Zirkuspublikums.

So wichtig, sage ich, so wichtig scheint mir das alles nicht. Nichts ist so wichtig. Niemand ist wichtig.

Was sagen Sie da? Niemand ist wichtig? Die Bedeutung auch nur eines einzigen Mosaiksteinchens zu unterschätzen – was für ein Leichtsin! Das ganze Gebäude bekommt Risse – stürzt zusammen.

Redet und redet, die Robbe. Was will er denn von uns? frage ich Marcel. Weißt du was, Marcel: übernimm jetzt, bitte, du

deinen Teil. Befasse dich jetzt **du** mit dem Direktor. Sag ihm auch gleich, daß uns dieses unterirdische Beben und Gestampfe auf die Nerven geht, uns zittern macht! Sag ihm: so viel und so laut er auch reden mag – **wir** können diesen Lärm auf keinen Fall überhören! Sag ihm, daß da ziemlich sonderbare Zustände in seinem Haus herrschen. Es kann doch hier nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn wir uns nur in einer Badewanne geschützt fühlen.

Gehorsam kam Marcel meiner Aufforderung nach: schilderte dem Direktor das Hausbeben, beschwerte sich über das Stampfen und Vibrieren unter seinen Fußsohlen, über das Zittern, dem er so ausgeliefert sei, und das sich zeitweise auf seinen ganzen Körper übertrage.

Der Direktor schien kein Wort zu begreifen. Was sagen Sie da? Ein Stampfen? Ein Beben? Was für ein Stampfen? Was für ein Beben?

Es stampft! Marcel bearbeitete mit den Fäusten in kurzen, raschen Schlägen die Tischplatte, versuchte, das Vorhandensein der unterirdischen Plage sozusagen handgreiflich zu beweisen. Er beteuerte dem Direktor, daß der Boden unter seinen Füßen tatsächlich bebe – jetzt soeben wieder! Das müsse doch auch der Direktor verspüren? Es ist so, als ob in tiefen Kellergewölben gewaltige Maschinen arbeiteten, hören Sie das nicht?

Wir können die Sache ja untersuchen! Der Direktor federte von seinem Stuhl empor, warf sich unglaublich behende bäuchlings auf den Fußboden – es sah so aus, als wollte die Robbe von einer Eisscholle weg ins Meer schnellen. Das Ohr gegen den Teppich gepreßt, forderte der Direktor Marcel auf, dasselbe zu tun. Kommen Sie! Horchen Sie! Nun – ? Was hören Sie? Irgendein Geräusch? Lärmen? Stampfen? Maschinen? Nein! Nichts. Nichts. Totenstille unter uns.

Jetzt robben Marcel und der Direktor über den Boden – und mir bleibt Raum und Atempause, die beiden zu beobachten. Doch leider ist Marcel so ganz und gar damit beschäftigt, die Geräusche aufzufinden und sie dem Direktor zu beweisen, daß mein braver Marcel vergißt, auf mich aufzupassen. Und so geschieht es, daß ich, allein und ohne Marcel, unversehens und direkt in eine Zone des Bebens gerate – unaufhaltsam, wie ein Absinken ins Moor oder in Treibsand hinein, unaufhaltsam vollzieht sich das: Ein Sog, der mich erfaßt, mich wehrlos werden läßt. Die strikte Abmachung zwischen Marcel und mir: den alten Liebesfilm nicht abspulen zu lassen, wird ungültig in diesem Sog. Jetzt – und ich kann nichts dagegen tun! – jetzt spielt sich das Ende des Filmes vor meinen Augen ab: Ulla, meine liebe, junge Ulla, hat die Hände um das Lenkrad geklammert, und das Auto rast durch die schnurgerade Allee.



Ich stehe und schaue Ulla nach, habe noch das Aufheulen des Motors in den Ohren, das Jaulen und Durchdrehen der Reifen – Ulla pflegt nicht auf so heftige Art zu starten, dieser Start hat mich erschreckt, aber, sage ich mir, vielleicht wollte sie mich erschrecken. Vor der Abfahrt, vor dem Zuschlagen der Wagentür, schaute mich Ulla an: unendlich endgültig bitter und böse, und, ganz im Untergrund (aber das rede ich mir vielleicht im nachhinein ein, und ich will es lieber nicht gesehen haben), ganz im Untergrund ist etwas Tieftrauriges.

[...]

Ich habe Angst! rufe ich Marcel zu. Und gleichzeitig ruft es auch er laut aus: Ich habe Angst!

Angst? Wovor denn? fragt der Direktor. Hier kriechen Sie mit Ihnen die längste Zeit auf dem Boden herum, um zu beweisen, daß es keine Geräusche gibt. Der Direktor streicht mit beiden Händen mehrmals über den Teppichrand. Ein schönes Muster, sehen Sie? Diese tiefgrünen Rauten, diese hellblauen Kreise. Satt, frohe Farben! Und der Boden darunter: – stumm. Stumm! Oder können **Sie** etwas hören? Sehen Sie (der Direktor hebt einen Zipfel des Teppichs hoch, so als wäre es möglich, nicht vorhandene Geräusche sichtbar zu machen), sehen Sie: das Stampfen, das Beben oder wie immer Sie es auch nennen wollen: auch das reden Sie sich ein. Einbildung das ganze, nichts als Einbildung.

Man könnte es dabei belassen, flüstert Marcel mir zu. Vielleicht sind wir in diesem Haus wirklich gut aufgehoben. Vielleicht kommt die Welt wieder in Ordnung. Oder: fast in Ordnung, schränkt Marcel ein.

Unsere Welt kann nie wieder in Ordnung kommen. Marcel – ich habe Menschen im Stich gelassen. Sie ganz einfach allein gelassen. Soll ich vielleicht so tun, als hätte ich zum Beispiel an Ullas Fahrt gegen den Baum keine Schuld? Warum habe ich sie nicht daran gehindert, in das Auto zu steigen? Warum habe ich sie nicht zurückgehalten? Vielleicht hätte ein Wort genügt.

Diese alten Geschichten. Steck sie weg! befiehlt Marcel. Schließ die Augen davor! Nur so können wir durchkommen. Wir müssen das alles hinter uns bringen. [...]

Das schreckliche Gefühl, daß auch ein Marcel mich nicht vor dem Absturz bewahren kann, überfällt mich. Ich entdecke, daß mein Marcel immer weiter weg von mir gerät. Er steht am Rande des Schachtes, eine Silhouette dort oben – immer kleiner und kleiner werdend.

Versteh doch! rufe ich Marcel zu. Versteh das doch: ich kann nicht allein sein. Kann nicht sein ohne Rückhalt, ohne Liebe,

ohne jeden Zusammenhang, ohne einen Menschen, der für mich da ist. Das mußt du doch verstehen, Marcel!

Marcel wehrt ab. Er könne mir nicht helfen, sagt er, und das sei ausschließlich meine Schuld. Laß **mich** aus dem Spiel! fordert Marcel.

In diesem Augenblick mischt sich der Direktor vom Schreibtisch her in unsere Auseinandersetzung ein: Sie behaupten also noch immer, Marcel Proust zu sein? fragt er.

Eine Rettung in letzter Sekunde geschieht: Marcel, winzig klein, dort oben am Schachtrand, beugt sich zu mir hinunter. Noch einmal helfe ich dir, verspricht er. Aber ab jetzt hast du wirklich auf der Hut zu sein. Solche Abstürze können wir uns nicht erlauben, das siehst du doch ein? Du hast Marcel zu sein, nichts als Marcel – nur so wird es dir möglich sein, alles zu überstehen.

Ja, Marcel, antworte ich. Ich werde mich bemühen, ab jetzt Marcel zu sein. Soviel ich nur vermag, wird Marcel nur noch Marcel sein, das verspreche ich.

Nun? fragt der Direktor abermals vom Schreibtisch her und zeigt auf den Reisebericht: Bestehen Sie noch immer darauf, Marcel Proust zu sein?

Ich **bin** Marcel Proust, antworten ich und Marcel wie aus einem Munde.

Gut, gut, brummt der Direktor. Es steht Ihnen natürlich frei, zu sein, wer Sie sein wollen. In meinem Haus herrscht Gott sei Dank diese Freiheit. Narrenfreiheit sozusagen. Bitte, Sie sollen das nicht wieder wörtlich nehmen. Trotzdem – der Direktor geht auf das Bücherregal zu und kommt mit einem Lexikon an den Schreibtisch zurück –, trotzdem möchte ich Ihnen hier etwas vorlesen.

Nach einigem Hin- und Herblättern scheint er das Gesuchte gefunden zu haben und beginnt feierlich zu dozieren:

„Proust Marcel, französischer Romanschriftsteller. Geboren am 10.7.1871 in Paris, gestorben am 18.11.1922 in Paris; zog sich seit 1906 ganz in sein verdunkeltes Krankenzimmer zurück. Sein Hauptwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist die oft mikroskopisch genaue Schilderung seiner persönlichen Erinnerungen –“

Über alle Maßen richtig! ruft Marcel. Ich vertraue dem Lexikon.

Also bitte, bitte! empört sich der Direktor. Nicht nur, daß Sie kein Franzose und auch kein Schriftsteller sind. Zu alledem wären Sie bereits seit etlichen Jahrzehnten tot! Weit



Kristian Schweinfurter: *Ohne Titel; Sabbiage*

über ein halbes Jahrhundert ist es her, daß Ihr Begräbnis stattgefunden hat. Sie müssen zugeben: das sind Tatsachen, die Ihre Existenz ad absurdum führen.

Es ist äußerst bedauerlich, daß Sie bloßen Namensnennungen derartige Bedeutung zukommen lassen, Herr Direktor. Was mich, der ich hier vor Ihnen stehe, betrifft, so versichere ich, daß ich einen ehrlichen Reisebericht abgeliefert habe. In dieser Tatsache liegt doch wohl die größte Wichtigkeit, in dieser Tatsache und nicht anderswo.

Der Direktor scheint von Marcells feierlicher Erklärung beeindruckt zu sein. Langsam und nachdenklich schüttelt er den Kopf und sagt schließlich: Nun gut. Wenn Sie es sich unbedingt schwer machen wollen –. Aber das eine müssen Sie zu begreifen versuchen: wir haben allen Ereignissen auf den Grund zu gehen und die Wahrheit aufzuspüren. Nur das ist sinnvoll, nur das bringt Hilfe.

Ich brauche keine Hilfe, erklärt Marcel. Ich brauche nur ein Dach über dem Kopf und Wände rund um mich, dann komme ich schon zurecht. Geben Sie mir Zeit und lassen Sie mir Ruhe.

Der Direktor überreicht Marcel die Mappe mit der Hausaufgabe. Bitte, sagt er in einem plötzlich sehr freundlichen, ja beinahe gütigen Tonfall. Bitte, Sie **haben** Zeit und Ruhe. Überprüfen Sie Ihren Bericht, Ihre Grenzfahrt. Glauben Sie mir, da ist noch viel zu tun! Also – machen Sie sich an die Arbeit.

Diese Textauszüge sind dem Kapitel „Die Hausaufgabe“ aus dem Buch „Die Grenzfahrt“ von Graziella Hlawaty, Edition Atelier, Wien 1990, entnommen.

Stupide Generation

von Graziella Hlawaty

Noch humpeln
die letzten Einbeinigen:

Veterane
schuldig gesprochen
zu bewältigen
den Mord in Schlachthäusern
und Feldern

Die Großen aber
– Helden unversehrt –
gehn in die Geschichte:

zwei-beinige
Wiederholungstäter
wortgewaltig

weitere Einbeinige
erzeugend

Aus: Graziella Hlawaty,
Podium Porträt 16. St. Pölten 2004